

Auf der Exerzitien-Reise.

ternachtsstunde schon. Der Latur stößt mächtig in sein Löffelhorn und verkündet den Beginn des zweiten Aktes, dem wir in nächster Vergißmeinnicht-Nummer beizwehnen wollen. (Fortsetzung folgt.)

Auf der Exerzitten-Reise.

Vom Hochw. P. Eucharis Adams, R. M. M.

St. Bernard. — Am Pfingstmontag, den 1. Juni l. J., verließ ich morgens in aller Herrgottsfrühe Mariannhill, um am selben Tage in St. Bernard die Exerzitten für die Brüder und Schwestern zu beginnen. Punkt 1/4 Uhr fuhr unser Wägelchen an der Pforte vor. Langsam zogen die Pferde den Berg hinauf bis hinter den Store, wobei mir der schwarze Kutcher erklärte, „Umsutu“ und „Baby“ seien zwei alte Herrn, denen die Jugendkraft geschwunden und die darum jetzt altersschwach geworden. „Nacht nichts, wenn wir nur zur Zeit nach Pinetown zur Bahn kommen.“ Ueber Weg erzählte mir der Koffelenter die neuesten welterschütternden Vorkommnisse: daß der eigentliche Fuhrmann gestern zu tief in den Ufthwalapot gegudt und ihm deshalb diesen Morgen alle Vollmachten als Fuhrmann übertragen habe; daß seine Schwester demnächst in „St. Michael“ einen gewissen Pius heiraten und er zur Hochzeit gehen werde; daß sein Arbeitslohn gering sei usw. Ich zeigte natürlich das entsprechende Interesse, was den Burschen sichtlich freute. So verging die Zeit sehr schnell bis zur Ankunft in Pinetown.

So eine süd-afrikanische-englische Eisenbahnstation muß man zu nachtschlafender Zeit gesehen haben! — Die zwei Beamten lagen in Decken gehüllt auf Tischen und schliefen. Ich ließ sie ruhig weiter schnarchen, denn mein Zug sollte erst in einer halben Stunde eintreffen. Draußen lagen oder hockten beim Kohlenfeuer indische Kulis, welche die Signale zu besorgen hatten. — Da ertönte am Telefon ein Signal, und schlaftrunken ging ein Beamter hin, um mit näselnder Stimme mit seinem Kollegen von der anderen Station sich zu verständigen. Bald brauste ein Kohlenzug dem Hafen von Durban zu. Da die Bahn nur ein Geleise hat und der Verkehr bei Tag und Nacht ein gewaltiger ist, so ist der Umstand, daß verhältnismäßig selten Unfälle vorkommen, ein Beweis sowohl für die vorzügliche Konstruktion des Bahnkörpers und die Güte des Schienenmaterials als auch für die Pflichttreue der Beamten.

Endlich leuchte auch mein Zug heran. Ich fand Platz in einem leeren Abteil erster Klasse, wohin mich der Zugführer dirigierte, da die zweite Klasse schon voll besetzt war. Bald schlief auch ich den Schlaf des Gerechten bis in die Nähe von Thornville-Junction, wo ich den Zug nach Richmond erwarten mußte. Gegen 10 Uhr erreichte ich diesen Platz.

Auf dem Bahnhof erwartete mich der Schaffner von St. Bernard, Bruder Damian. Nun ging's munter weiter auf der Richmond-Mid-Mllovo-Straße stracks

gegen Osten, bergauf und bergab, 20 englische Meilen (32 Kilometer) weit. Den Inhlazuka, einen gewaltigen Bergkegel, der auf seiner Spitze eine Wattkeppflanzung von 1000 Acres hat, sahen wir schon von weitem, ebenso das gewaltige Kreuz auf der Westseite des Berges. „Aber, wo ist „St. Bernard“?“ frug ich zuweilen den Kutcher. — Nichts konnten wir von der Station erblicken. Endlich bogen wir rechts von der Straße ab. Der nun folgende „Weg“ spottet jeder Beschreibung. Ich ging eine lange Strecke zu Fuß. Endlich gegen 3 Uhr



Der Maharadsch bei Rooi Kopjes und seine Familie.

aufzuhren wir einen Hügel und vor uns lag — St. Bernard.

Hören wir, was in der Chronik über die Entstehung dieser Station zu finden ist: „Am 13. Oktober 1910 ging der erste Transport von Einsiedeln nach „St. Bernard“, bestehend aus zwei Kisten, einem Tisch, Nägeln, Pänge, Art, Hade, Bidel, Kehrbesen und Theepot. Nach langer Fahrt kamen wir vor „St. Bernard“ an. Hier hatte die Quelle ein großes Loch in die Straße gerissen. Wir mußten ausspannen, Steine herbeischaffen, das Loch ausfüllen, um weiter zu kommen. — Im halbbedachten Kraal nahmen wir stehend oder am Boden sitzend unser erstes Mahl ein, da noch kein Stuhl oder eine Bank da war.“ —

Welch herrliche Veränderung hat dieser Platz doch seit kaum vier Jahren durchgemacht! Vom früheren Besitzer, Mr. Godburn, der uns die doppelte Anzahl von Acres an Land für Felder in der Nähe Einsiedelns gegeben hatte, hatten wir ein mit Blech gedecktes Wohnhaus und den zerfallenen Kraal übernommen. Ersteres ist jetzt für die Schwestern hergerichtet, letzterer ist gegenwärtig die Wohnung des P. Superior, P. Solanus Peteret. Neugebaut sind bis jetzt, wenn auch in sehr armseliger Weise, ein Raum, der als Kapelle dient, eine Wohnung für die Brüder, für die Kinder, einige Werkstätten und Ställe. — Eine große Wohltat für die Station ist das Vorhandensein von zwei munter-sprudelnden Quellen, welche herrliches Trinkwasser spenden und auch genug Wasser liefern zur Verieselung des Obst- und Gemüsegartens, welche ganz nahe bei der Station angelegt sind. Auch Zuckerrohr gedeiht hier herrlich und gibt ein gutes Wintergrünfütter fürs Vieh. — Mit dem Bau einer neuen Schule aus Stein hat Bruder Garcia, mein Landsmann von der Mosel, schon begonnen. Leider sind die hiesigen Steine nicht von besonderer Güte und ihre Bearbeitung macht dem Bauleiter manche Sorge.

Was die Mission betrifft, bilden St. Bernard und Einsiedeln ein Ganzes. Ein hübscher Kranz von Außenstationen umgibt die Mutterstation: Zwischen St. Bernard und Einsiedeln liegt *M a n d u s - H i l l* — zum Andenken an den seligen Abt Amandus so genannt — ein Platz von 25 Acres, der uns von einem deutschen Siedler, Herrn Schmidt, zum Geschenk gemacht wurde i. J. 1910. Der edle Geschenkgeber, ein Protestant, starb 1913 als Glied der hl. römisch-katholischen Kirche; *R i c h m o n d* mit Kapelle und eifriger Gemeinde; *U m l a z i*, 16 Kilometer von Einsiedeln, mit Kapelle; *G i l a n y o n i*, 24 Kilometer von St. Bernard; *S e l l e - S e l l e*, 28 Kilometer von Einsiedeln.

Am letzten Morgen meiner Anwesenheit in „St. Bernard“ begleitete mich P. Superior auf einen Berg Rücken, von wo man einen herrlichen Ausblick hatte ins nildromantische Umkomazital. Schauerlich-schön kann man diese Gegend nennen. Hohe, himmelanstrebende Felsmassen ragen steil vom Flußufer in die Lüfte, dort an steiler Stelle liegt ein noch unberührter Urwald, da und dort liegt auf freiem Platze ein armseliger Kaffernkraal, zu dem ein halbschwerer Fußsteig führt. Unten, tief im Tale, braust der Umkomazi in steinigem Bette dem Indischen Ozean zu. Auf der anderen Seite des Flusses eine lange, breite und aufsteigende Ebene, die von gewaltigen Felsmassen abgeschlossen wird. Ganz in die Nähe erstreckt sich das Gebiet der benachbarten Mission „St. Michael“ von der anderen Seite her. Das Umkomazital ist ein für die Schwarzen reservierter Bezirk. Ein Weißer könnte in diesen Löchern, namentlich im Sommer, nicht lange leben, denn die Hitze ist dort furchtbar.

Doch der Missionar steigt furchtlos hinab zu diesen Verlassenen und bringt auch ihnen die frohe Botschaft von Christus, dem Erlöser aller Menschen. Möge „St. Bernard“ dieses Umkomazital zu einem Clairvaux, einem Lichttal machen, auf daß die Finsternis des Heidentums auch dort der Sonne der Gerechtigkeit, dem Heiland der Welt, weiche! —

Unsere Missionsstation „St. Anton“ am Ibißi.

Vom Hochw. P. Albert Schweiger, R. M. M.

„St. Anton“ ist eine Filiale unserer Missionsstation Lourdes in der Kapkolonie und von letzterer etwa 50 Kilometer entfernt. Das dortige Gebiet ist nicht mehr gar zu weit vom Bondoland entfernt und dicht mit Kaffern besetzt. Diese sind der überwiegenden Mehrzahl nach noch Heiden, doch zählt unter ihnen auch der Protestantismus in seinen verschiedenen Sekten zahlreiche Anhänger. Namentlich findet man viele Anglikaner und Wesleyaner. Unsere eigene Katechetenstelle, die, wie oben angedeutet, dem hl. Antonius von Padua geweiht ist, wurde erst vor wenigen Jahren errichtet und zählt gegenwärtig etwa 120 schwarze Christen und gegen 90 Katechumenen. Diese Zahlen sind jedoch in beständigem Wachstum begriffen, denn die dortige Mission berechtigt zu den schönsten Hoffnungen.

Zunächst die Frage: wie kamen wir denn dazu, in diesem von der Zentrale Lourdes so weit entlegenen Bezirke eine eigene Katechetenstelle zu errichten? Der Anlaß hiezu ist in hohem Grade merkwürdig und interessant und gewährt einen tiefen Einblick in die wunderbaren Wege der göttlichen Vorsehung. Ich bemerke zum Voraus, daß ich über die im Nachstehenden geschilderten Vorgänge bei den verschiedensten Personen die eingehendsten Nachforschungen angestellt habe, und daß alle ihre Angaben bis ins kleinste Detail miteinander übereinstimmen. Meine Hauptzeugen sind die beiden Brüder Joseph und David Maduna; beide sind Katecheten, wohnen am großen Ibißi und sind Männer, auf deren Aussagen man sich verlassen kann. Joseph Maduna erzählte mir nun eines Tages in Gegenwart seines Bruders David folgendes:

Etwas zwei Jahre vor Beginn des Burenkrieges, also im Jahre 1897, lebte hier ein zehnjähriges Mädchen. Sie zählte zu unseren Verwandten, war schon im zweiten Jahre krank und hieß Nkolawu. Ihr Vater, Ruben Maduna, war Protestant, wie wir alle, das Mädchen selbst aber war noch nicht getauft. Es gab damals in hiesiger Gegend noch nicht viele Protestanten, Katholiken aber gar keine, ja, wir hatten noch gar nichts von der Existenz der römisch-katholischen Kirche gehört.

Da das Mädchen von Tag zu Tag schwächer und elender wurde, redeten wir ihm zu, sich taufen zu lassen. Die Antwort des Kindes war: „Ja, ich will mich taufen lassen aber nur von einem wahren Diener Gottes.“ — „Gut,“ entgegneten wir, so wollen wir einen wesleyanischen Prediger kommen lassen; der soll dich taufen.“ — Das Mädchen aber erwiderte rasch: „Nein, ruft ihn nicht; er ist kein wahrer Diener Gottes.“ — „So rufen wir dir einen Prediger der anglikanischen Hochkirche, daß er dich taufe.“ — „Auch ihn will ich nicht; er ist zwar besser als der Wesleyaner, aber auch kein wahrer Diener Gottes.“

Wir waren alle verwundert und wußten nicht, was wir da sagen sollten. Endlich fragten wir die kleine Nkolawu: „Wer ist dann in deinen Augen ein wahrer Diener Gottes?“ Da verklärte sich das Angesicht des Mädchens und erklärte leuchtenden Auges: „Ich sehe ihn, den wahren Diener Gottes; mit diesen meinen Augen schaue ich ihn. Es ist weiß von Angesicht, hat einen schwarzen Bart, trägt ein langes, weißes Kleid (Sabit), darüber ein kürzeres schwarzes (Skapulier), um die Mitte ist er gegürtet, und statt der Schuhe trägt er nur Sohlen mit zwei lebernen Bändern (Sandalen). Das ist der wahre Diener Gottes; er kommt öfters durch